

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 14

Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Vieher Freund, ich glaube, sie willigt ein. Meine Rolle ist ausgespielt. Verständigt euch jetzt miteinander.“

Carville hatte Genevièves Hand ergriffen; er prüfte ihre Fingerspitzen und meinte:

„Eine richtige Stenotypistinnenhand.“

„Sie haben es erraten; ich bin wirklich Stenotypistin.“

„Das heißt, eine Frau, wie ein Schriftsteller sie sich träumt; denn sie wird zu gleicher Zeit seine ergebene Mitarbeiterin sein.“

Und während er in Genevièves Augen ihr freudiges Einverständnis ablas, flüsterte Boubert seiner Frau ins Ohr:

„Denk mal... Welch ein Scharfblick! Er hat erraten, daß sie Stenotypistin ist... Jetzt verstehe ich auch, warum er so hübsche Romane schreibt... Ja, wenn man die Menschen so durchschaut, dann ist das kein Wunder...“

Zucker im Fenster.

Herr Säuberlich aß für sein Leben gern Zucker.

Sein dreijähriges Töchterchen aß Zucker schrecklich gern.

Das Töchterchen hieß Doris.

Doris wollte ein Brüderchen.

Säuberlich's redeten ihr diesen Wunsch aus, sie hatten kein Verlangen nach unzeitgemäßem Familienzuwachs.

Doris' insgeheimster Wunsch blieb dennoch das Brüderchen.

Als Tante Anna, die alte Tante Anna einmal zu Besuch kam, erzählte Doris ihr Leid.

Die Tante lächelte. Kinder will man ja so gern zu friedensstellen.

Die Tante erzählte, daß man, um den Klapperstorch zu locken, Zucker ins Fenster legen müsse und daß dann...

Doris stahl drei Stückchen Würfelzucker (daß sie ihn nicht aufaß, läßt die Größe ihres Wunsches erkennen), legte sie im Wohnzimmer aufs Fensterbrett.

Für den Klapperstorch.

Säuberlich's gingen zur Ruh.

Herr Säuberlich suchte auf dem Tische nach der Zeitung, entdeckte den Zucker im Fenster (dachte aber an keinen Klapperstorch), aß ihn mit Behagen und legte sich schlafen.

Nachdem die von der Natur vorgeschriebene Karenzzeit verstrichen war, schenkte Frau Säuberlich ihrem Töchterchen ein Brüderchen.

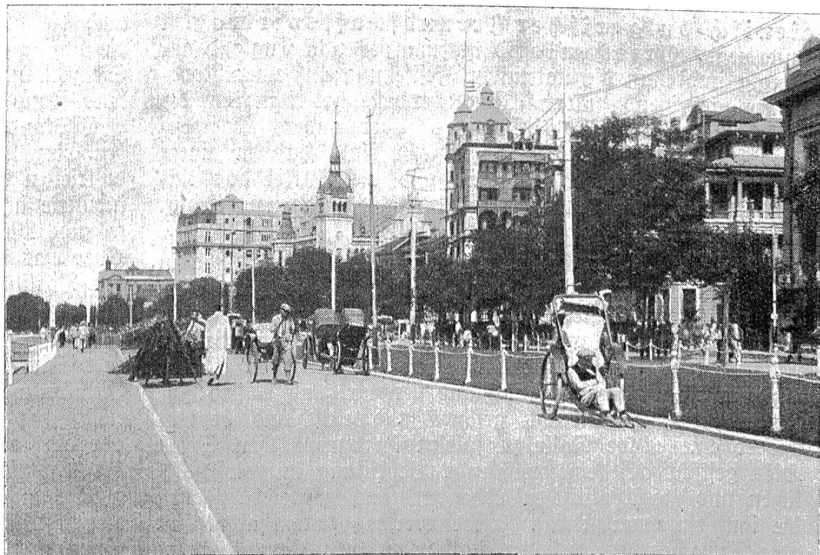
Mit Recht glaubt Klein-Doris an den Klapperstorch.
Gerhard Schäke.

Aus der politischen Woche.

Die italienisch-südslawische Spannung.

Die Affäre soll auf diplomatischem Wege beigelegt werden: beide Parteien, Rom sowohl wie Belgrad, sind damit einverstanden, daß die Großmächte England, Frankreich und Deutschland je einen Offizier abordnen in eine militärische Kommission, die Erhebungen anstellen wird über den Stand der Dinge beidseitig der albanisch-südslawischen Grenze.

Wenn die Zeitungsmeldung richtig ist, wonach der britische Konsul in Albanien, John Parcell, einer Belgrader Zeitung erklärt hat, er habe die albanisch-serbische Grenze persönlich inspiziert und nur sechs Soldaten angetroffen; von einem jugoslawischen Aufmarsch könne also nicht die Rede sein, so wird die Untersuchungskommission zweifellos zu beruhigenden Resultaten gelangen. Sie wird vermutlich auch die in letzter Zeit herumgebotenen Gerüchte von revolutionären Unruhen in Albanien — Tirano soll schon im Besitze der Umstürzler gewesen sein — und von italienischen



Promenade in Shanghai.

Landungen auf die geringfügige reale Veranlassung zurückführen.

Man fragt sich, was der tiefere Sinn dieses unheimlich gefährlichen Spieles mit dem Feuer war. Wollte der jederzeit bereite italienische Diktator bloß drohen und mit der aufgehobenen Kriegsgeißel, die noch nicht auf die Völker blutig niederklatschte, aber doch schon schreckhaft knallte, die Balkanleidenschaften aufwecken, die Furchtsamen und Schwachen unter seine Hut zusammentreiben und so Jugoslawien isolieren, einschüchtern und demütigen? Oder suchte er Jugoslawien regelrecht zu provozieren und zu einem Kriege zu drängen, um ihm schon jetzt die Adriaflüste zu rauben und den Einfluß auf dem Balkan kurzweg aus der Hand zu winden? Die erstere Deutung liegt näher; die imperialistischen Pläne Mussolinis und seiner Faschisten sind doch noch nicht ganz verwirklichungsreif; ein provozierter Krieg müßte Frankreichs Waffenhilfe für Jugoslawien herbeirufen, und für einen Zweifrontenkrieg reicht die fascistische Begeisterung kaum aus. Hingegen hat der ganze Handel mit erschreckender Deutlichkeit die Gefährlichkeit der

politischen Lage in Europa

bloßgelegt. Der Weltkrieg hat keine stabilen Verhältnisse zu schaffen vermocht. Neben überlättigten Staaten wie England, Frankreich, Rumänien, Tschechoslowakei und Polen, die ihren Beutewagen nur zu hoch beladen haben und nun Mühe haben, ihn in die Scheune der Sicherheit einzuführen, gibt es unzufriedene Kriegsgewinner wie Italien, deren Appetit bloß gereizt worden ist, und gibt es vergrämte, erbitterte und hungrige Kriegsverlierer wie Deutschland, Ungarn und Bulgarien, die bloß auf die nächste beste Gelegenheit warten, um das Verlorene wieder zurückzugewinnen. Seit dem Auftreten des italienischen Fascismus als Machtfaktor ist die Front der natürlichen Solidaritäten, wie sie Versailles geschaffen — auf der einen Seite die Sieger, auf der andern die Besiegten — gründlich zerstört. Dazu kommt die Komplikation, die sich aus dem russisch-englischen Gegensatz ergibt. Dieser nötigt England zu einer Interessenspolitik, die den Friedensbedürfnissen des Kontinents direkt entgegenwirkt. Das britische Reich muß seinen gefährlichsten Gegner in Asien auf der europäischen Front zu beschäftigen suchen, um ihn von den Stellen abzulenken, wo das britische Imperium am empfindlichsten getroffen werden kann, von China und Indien. Chamberlain bedurfte zur Schaffung einer antirussischen Einheitsfront auf dem Balkan der italienischen Unterstützung. Als Belohnung für seine Unterzeichnung des bessarabischen Protokolls gab er Mussolini freie Hand in Albanien gegen Jugoslawien. Ein ita-

lienisch-bulgarischer Freundschaftsvertrag ist unterwegs. Griechenland ist finanziell von England abhängig und muß die italienische Festsitzung an seiner Nordgrenze schweigend dulden. Möglicherweise hat man ihm die Rückgabe des Dodekanes oder andere Kompensationen in Aussicht gestellt für den Fall, daß in einem künftigen Krieg gegen Rußland und die Türkei das italienische Expansionsbedürfnis mit türkischem Boden befriedigt werden kann.

Wer bei dieser Entwicklung der europäischen Dinge in Angelegenheiten und Bedrängnis kommt, sind die Franzosen. Ihr politisches System, gedacht als Sicherung Frankreichs gegen ein wiedererstarktes Deutschland, geht dabei in Brüche. Rumänien scheidet aus der Kleinen Entente aus. Polen wird, in einen Krieg mit Rußland verwickelt, als militärische Rückendeckung Frankreichs geschwächt. Deutschland beginnt wieder eine aktive Rolle zu spielen im europäischen Spiel. Dies gestützt auf seine wachsende Bedeutung im wirtschaftlichen und machtpolitischen Leben und auf natürliche Rechte, die ihm ein unnatürlicher Friedensvertrag vorenthalten hat. Das Erwachen des deutschen Machtbewußtseins kommt augenfällig zum Ausdruck in seinem Militärbudget von 648 Millionen Reichsmark, das durchgesetzt wird, trotzdem die Kritik in aller Öffentlichkeit feststellt, daß es weit über den Rahmen des Notwendigen und Erlaubten hinausgeht, daß es illegale Rüstungen finanziert und darum eine Gefahr für den europäischen Frieden darstellt. Die gewaltige Konzentrationsanstrengung Deutschlands kommt ferner zum Ausdruck im Anwachsen seiner Hauptstadt (Berlin zählte am 1. Januar 1927 4,141,511 Einwohner, ist mithin die größte kontinentale Hauptstadt geworden) und in den neuesten Tonnagezahlen seiner Handelsflotte, die bereits wieder dem Vorkriegsstand sich nähert. So hat die Sapag beispielsweise mit 151 Meer- und 221 andern Schiffen ihren Vorkriegsraum mit etwas über 1 Million Tonnen wieder erreicht. Die Arbeitslosigkeit geht in Deutschland dauernd zurück, und die Banken zahlen bereits wieder bis 10 Prozent Dividenden aus. Nicht zu vergessen ist die Tatsache, daß Deutschland heute den Vorsitz führt im Völkerbundsrat in Genf. Dr. Stresemann ist zwar ein überaus vorsichtiger Politiker, und er hat sein hohes Genfer Amt nicht zur Durchsetzung unzeitgemäßer Forderungen mißbraucht. Der Kompromiß, den er mit Briand in der Saarfrage geschlossen hat, wurde ihm von deutschnationaler Seite aus zuerst wenig gerühmt. Aber es ging mit dieser Forderung wie mit allen bisher gegen Frankreich durchgesetzten: erst schimpft man in Deutschland und wähnt sich um sein Recht betrogen, dann reißt man die Hände und lacht sich ins Fäustchen. Sicher ist, daß an der nächsten Sitzung Stresemann die Räumung der Rheingegend verlangen und — wenn die Zerlegung der alten Entente im bisherigen Tempo fortschreitet — auch durchsetzen wird.

Briand erscheint heute ganz in die Defensive gedrängt. Seine Versöhnungsidee, die so warm und leuchtend über Locarno und Thoisy strahlte, ist zu einer bloßen Erinnerung zerfloßen. Die heutigen Machthaber in Europa glauben nicht mehr daran. Die hier schon mehrfach dargelegten Notwendigkeiten des britischen Weltreiches arbeiten der Befriedung Europas entgegen. Das ganze heutige Frankreich ist in der Defensive. Es will und verträgt keinen Krieg mehr und muß sich nun mit aller Anstrengung gegen den englisch-italienisch-deutschen Druck wehren, der es zwangsläufig in den Krieg führen muß.

Die vorbereitende Abrüstungskonferenz in Genf

ist ins Stadium der Einzelberatung gerückt, nachdem die Richtlinien festgelegt worden sind. Diese ergaben sich aus der Abstimmung über die beiden vorgelegten Konventionsvorschläge, der englischen und französischen. Die Mehrheit hieß die französische These gut. Die Abrüstung soll also

auch die Reservekräfte eines Landes erfassen und die durch die Natur gegebenen Bedürfnisse nach Schutz berücksichtigen. Sie soll durch Völkerbundsorgane kontrolliert werden. England stand entgegen dieser weitergehenden Grundsätze auf dem Standpunkte, daß es genügen müsse, die Angriffskräfte der Einzelländer zu beschränken. Dabei hätten aber die industriellen Großmächte, die rasch eine leistungsfähige Kriegsindustrie ins Leben rufen können, zu gut abgeschnitten. Der gesunde Menschenverstand hat bis hieher Frankreich geholfen. Aber was in Genf triumphiert, wird bekanntlich in der Welt der Realitäten völlig ignoriert.

Die Ereignisse in China

entwickeln sich für die Ausländer immer besorgniserregender. In Nanking erlebten sie eigentliche Schreckenstage. Nur durch energisches Eingreifen der amerikanischen Flotte konnten sie vor dem angedrohten Tode errettet werden. Die Vorgänge der letzten Tage haben die von den Engländern bisher vergeblich angestrebte Einheitsfront aller vor Schanghai versammelten Mächte herbeigeführt. Tschang Kai Schek, der Oberkommandierende der Kantonesen, droht und beruhigt in ein und derselben Kundgebung. Er werde nach Peking marschieren, um die Einheit Chinas wieder herzustellen. General Feng sei bereit, von der Mongolei her mit seinen 200,000 Mann den Vormarsch nach Peking aufzunehmen. Die Chinesen werden aber keinerlei Kompromißvorschläge annehmen. Er, Tschang Kai Schek, habe strengen Befehl erlassen, Leben und Eigentum der Ausländer zu respektieren, und er beabsichtige nicht, die Konzessionen in Schanghai anzugreifen.

Trotz diesen Versicherungen machen sich die Verteidiger der Konzessionsgebiete auf einen Angriff gefaßt in der wohlbegründeten Annahme, daß Tschang Kai Scheks Macht nicht ausreicht, um die fanatisierten Nationalisten im Zügel zu halten. Zudem soll Borodin, der russische Berater der Kantonregierung, in Schanghai angekommen sein, und schon hört man von kommunistischen Angriffen auf die Europäer, die aber blutig abgewiesen wurden. Die chinesischen Ereignisse sind noch in voller Entwicklung. Kein Mensch weiß heute noch, wohin sie führen werden.

Zwei Gedichte von Paul Müller.

D'Zyt. (Bärndütsch.)

Wie ömel ou
Die Zyt vergeit;
s'ist gäng scho Alls
Vergangeheit.

Es wächset ab:
s'git Freud u Leid,
Und plöblig chunnt
Scho d'Ewigkeit.

s' Zyt a der Wang
Luegt still uf d'Zyt;
Der Zeiger meint:
s' isch glich, s' isch glich! . . .

Schloßliedli.

s' chuttet i de Tanne,
s' rugget duß im Wald,
D' Glädermus fährt ume,
Buebli . . schloß jeh bald!

D'Stärlä chöme füre
Und der Mon steit Wacht;
— s' Buebli ribt no d'Duge
Und . . etschloßt; — guet Nacht!